

(Nachdruck verboten.)

34]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von W. Andersen Regd.

Am dritten Tage fängt Garibaldi an, seine Fertigkeiten vorzuführen. Er tut nicht viel mehr bei der Arbeit, sondern bricht einen schweren Stock mit einem Schwupp in der Luft mitten durch, und springt durch einen Stock, den er in beiden Händen hielt. „Man bedarf der Bewegung,“ sagt er unruhig. Er läßt einen Pflock auf der Hammerfläche balancieren und schlägt ihn in ein Loch in der Sohle.

Und plötzlich wirft er die Arbeit hin. „Leihen Sie mir zehn Kronen, Meister,“ sagt er, „ich muß hin und mir einen anständigen Anzug kaufen. Nun ist man ein sechshafter Mann und Teilhaber im Geschäft, da kann man nicht herumgehen und aussehen wie ein Schwein.“

„Es wird wohl am besten sein, wenn Sie das fertig machen,“ sagt der Meister ruhig und schiebt Garibaldi's Arbeit dem kleinen Nikas hin. „Den sehen wir nicht wieder!“

Pelle lauscht, das Letzte ist fast das merkwürdigste von allem. Das war wirklich das Märchen: in der redlichsten Absicht, etwas zu kaufen und in die kleine Stadt zu gehen und dann erfährt und in die große Welt hinausgewirbelt zu werden, aufs Geratewohl, weit hinaus. „Jetzt ist er am Ende schon unterwegs nach Deutschland mit einem Schiffer,“ sagt der Meister.

„Aber er hat ja nicht einmal adieu gesagt!“. Der Meister zuckt die Achseln.

Es war wie eine Sternschnuppe! Aber für Pelle und die anderen bedeutete es viel Neues, sie lernten mehr in drei Tagen wie in der ganzen Lehrzeit. Und sie hatten einen hellen Eindruck von dem Fach erhalten; es war doch keine Strähwinkelbeschäftigung, mit Garibaldi schwang es sich für sie um die ganze wunderbare Welt herum. In Pelle brannte das Blut vor Wanderlust; er wußte jetzt, was er wollte. Tüchtig werden wie Garibaldi, das personifizierte Genie und in die großen Städte hineintraben mit Stock und Ranzen wie eine Fanfare.

In ihnen allen blieben Spuren von seinem flüchtigen Besuch zurück. Sie hatten etwas in sich mit einem Rud zersprengt, hatten einen freieren, kühneren Griff bekommen; und sie hatten das Fach groß, wie eine Art künstlerischen Kultus, an sich vorüberziehen sehen. Das Brausen von dem Flug großer Vögel hing lange über der kleinen Werkstatt mit seiner rechtschaffenen Bürgerlichkeit.

Dieser frische Aufzug um die Ohren, das war der Geist des Faches selber, der über ihren Köpfen dahinzog, getragen von seinen beiden mächtigen Schwingen: Genie und Niedrigkeit.

Eines aber blieb in Pelle als sinnloser Brocken zurück, das Wort Streif. Was bedeutete das?

13.

Ganz froh und sicher, so wie daheim auf dem Lande, konnte man hier drinnen nicht werden, es lag beständig etwas dahinter und nagte und hinderte einen, sich ganz hinzugeben. Die meisten waren wandernd hiehergekommen, um das Glück zu suchen, es war Armut, die die Fähigkeit eingebüßt hatte, sich seinem Schicksal zu ergeben. Leute, die des Wartens müde geworden waren und die Sache in die eigene Hand genommen hatten. Und hier standen sie nun und hatten sich im Glend festgefahren. Vom Fleck kamen sie nicht, arbeiteten sich nur noch tiefer hinein. Aber sie fuhren fort, sich aus Leibeskräften anzustrengen, bis es über ihnen zusammenschlug, sie hatten nun einmal den Ausbruch in sich.

Pelle hatte sich oft genug darüber gewundert, wieviele Arme hier waren. Warum strengten sie sich nicht an und wurden wohlhabend? Alle hatten sie auch etwas in der Richtung hin vor, es wurde nur nichts daraus. Warum? Sie begriffen es selbst nicht, beugten aber still den Kopf wie unter einem Fluch. Und wenn sie ihn wieder erhoben, geschah

es, um den Trost der Armen, den Brantwein, zu suchen oder sich der inneren Mission anzuschließen.

Pelle begriff auch das nicht. Er hatte ein dunkles Gefühl von dem fröhlichen Wahnsinn, der sich aus der Not selbst erhebt als nebelhafter, aber mächtiger Traum, ans Licht zu gelangen. Auch er begriff nicht, warum das festschlag, mußte aber beständig dem Triebe aufwärts, der in ihm lag, folgen und wieder drauflos krabbeln. Sonst aber wußte er eine ganze Menge: eine zugestopfte Fensterscheibe, ein schorfiger Kinderkopf war der Abstieg zu Untertwelten, in denen er von Geburt an wegekundig war und sich mit einer Binde vor den Augen zurechtfinden konnte. Er legte keinen weiteren Wert darauf, aber nach dieser Richtung hin erweiterten sich seine Kenntnisse beständig; er stand mit dem ersten Blick mit dem armen Manne auf Du und Du und kannte die traurige Geschichte einer jeden Hütte. Und alles, was er sah und hörte, ward zu einem langen Rehrhein von dem gleichen, ewig unveränderlichen Sehnen und den gleichen Niederlagen. Er grübelte nicht darüber nach, aber es ging ihm niederdrückend ins Blut, raubte seinem Sinn den Uebermut und die frische Spannung. Wenn er den Kopf auf das Kissen legte, und einschloß, ward das Rochen des Blutes in seinem Ohr zu einem endlosen Fußschlag von müden Scharen, die unablässig herumgingen in ihrem blinden Laufen nach einem Wege, der hinausführte zu Licht und Glück. Sein Bewußtsein erfaßte das nicht; aber es legte sich auch lähmend auf seinen Tag.

Die bürgerliche Gesellschaft blieb ihm nach wie vor eine fremde Welt. Die meisten waren arm wie Kirchenmäuse, verdedten das aber geschickt und schienen kein anderes Verlangen zu haben, als den Schein zu wahren. „Geld!“ sagte Meister Andres, „hier ist nur ein Zehnkrone Schein unter den Meistern in der Stadt, und der geht von Hand zu Hand. Wenn er sich zu lange bei dem einen aufhält, geraten wir andern alle ins Stoden.“ Der Mangel an Betriebskapital hing entnervend über ihnen, aber dann prahlten sie mit Meeder Monsens Geld, es gab doch noch reiche Leute in der Stadt! Im übrigen hielten sie sich ein jeder an den eigenen Verdiensten aufrecht, der eine hatte Schuhzeug bis nach Westindien verhandelt, ein anderer hatte das Brautbett für des Bürgermeisters Tochter selbst gemacht; sie behaupteten sich als Klasse, indem sie mit Verachtung auf das Volk herabsahen.

Pelle hatte sich ehrlich und redlich vorgenommen, denselben Weg einzuschlagen, nach oben hin zu lächeln und das harte Urteil nach unten zu kehren, sich emporzuschlingeln wie Alfred. Aber in seiner Tiefe arbeiteten die Kräfte nach der anderen Richtung hin und stießen ihn beständig dahin zurück, wo er hingehörte. Sein Kampf mit den Straßenjungen hörte von selbst auf, er war so zwecklos; Pelle ging in den Häusern aus und ein, und die Jungen wurden nach und nach, sobald sie eingeeignet waren, seine Kameraden.

Die Straßenjungen lagen in unerböhmlichem Kampf mit denen, die die Bürger- und Lateinschule besuchten; die Ferkel hießen sie nach dem Trog, den sie auf dem Rücken trugen. Pelle hatte sich zwischen einem Doppelfeuer befunden, hatte aber den Hohn und die Spöttereien von ober her mit Lasses Sinn hingenommen als etwas, das nun einmal mit dazu gehörte. „Einige sind geboren, um zu befehlen, andere, um zu gehorchen,“ wie Lasse sagte.

Aber eines Tages langte er nach einem von ihnen aus. Und als er erst den Sohn des Postmeisters so eingeweicht hatte, daß kein reiner Fleck mehr an ihm war, entdeckte er, daß er mit den Söhnen aller feinen Leute ein Hüßchen zu pfücken hatte, auch ohne daß sie ihn zu verhöhn brauchten. Es wurde etwas an seinen Händen ausgelöst, wenn er sie so einem Burken ins Gesicht pflanzen konnte, es war eine eigene Wonne damit verbunden, wenn er die feinen Kleider in den Schmutz trat. Wenn er eins der Ferkel durchgeprügelt hatte, war er immer in rosigter Laune und lächte bei dem Gedanken daran, wie sich Vater Lasse bekreuzigen würde.

Eines Tages begegnete er drei Gymnasiasten, die warfen sich gleich auf ihn und prügelten mit ihren Schulsäcken auf ihn los; es lag eine Wiedervergeltung in jedem Schlag. Pelle hatte den Rücken gegen die Mauer gestemmt, er wehrte sich mit seinem Golenriemen, konnte aber nicht mit den dreien fertig werden; da verfechtete er dem größten von ihnen einen kräftigen Fußtritt in den Unterleib und machte sich aus dem

Staub. Der Junge wälzte sich an der Erde umher und lag da und schrie, von dem oberen Ende der Straße konnte Velle sehen, wie sich die beiden anderen abmühten, um ihn wieder auf die Beine zu bekommen. Er selbst hatte ein blutunterlaufenes Auge.

„Gast Du Dich nun schon wieder geprügelt, Du Teufelsjunge?“ sagte der junge Meister.

Nein! Velle war nur gefallen und hatte sich gestoßen.

Am Abend trieb er sich am Hafen herum, um den Dampfer abfahren zu sehen und Abschied von Peter zu nehmen. Er war schlechter Laune, die Ahnung von irgend etwas Schlimmen lag bedrückend auf ihm.

Am Dampfer wimmelte es von Menschen, über die Reeling hing eine Schar frischgebadener Gesellen dieses Jahres, die mutigsten unter ihnen; die anderen waren schon zu anderem Erwerb übergegangen, waren Landbrieftträger oder Knechte auf dem Lande geworden. „Da ist ja keine Verwendung für uns im Fach,“ sagten sie mißmutig, indem sie sanken. Sobald sie das Gesellenstück hinter sich hatten, hieß es Reißhaus! neue Lehrlinge auf der ganzen Linie. Aber diese hier wollten in die Hauptstadt hinüber und im Fach weiterarbeiten. Die Hunderte von Lehrlingen aus dem Städtchen waren da und riefen jeden Augenblick Hurra! dies waren ja die Helden, die auszogen und das Glückstand für sie alle eroberten. „Wir kommen Euch nach!“ riefen sie. „Verschaff mir einen Platz, Du! — Verschaff mir einen Platz!“

Emil stand dort an dem Schuppen zwischen ein paar anderen Hafenarbeitern und sah ihnen zu, seine Zeit war längst verpaßt. Der Geselle hatte nicht den Mut gehabt auszuliegen, er war jetzt Landbrieftträger im Südlände und flüchte des Nachts Schuhe, um leben zu können. Jetzt stand Peter droben, Jens und Velle standen unten und sahen bewundernd zu ihm auf. „Adieu, Du, Velle!“ rief er, Grüß Zeppe und sag, Montag kann er mich küssen.“

Einige von den Meistern wazierten da unten herum, um acht zu geben, daß keiner von den Lehrlingen des Städtchens Reißhaus nahm.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Naturleben.

Von Nils Sjæer.

In der Hauptbahnhofhalle in Kristiania drängten sich die Leute um eine Zigeunerbande, die es sich auf den Fliesen vor den gedrängt vollen Paketräumen bequem gemacht hatte. Braunhäutige und dunkelblidende Fremde zwischen sommersprossigen und blasäugigen Zuschauern; buntschideige Lumpen und wild wachsendes Haar, umringt von einer Neugierde, die selbst ihre Abneigung gegen Läuse überwindet. Ein Mann in Hemdärmeln aus einem unkenntlichen Stoffe, ein priesterlich belediter Mann, das Oberhaupt der Familie, schlendert zwischen Willettschalter und Lager umher. Die Nachkommenschaft wimmelt in der Sommerhitze um ihn her. Eines der Kleinen raucht eine Zigarette, ein ganz Kleines verrichtet jenes kleine Geschäftchen, das eine teuflische Feder bloß anzudeuten magt, indem sie an ein Detail eines Rubensschen Bildes erinnert, und das Allerkleinste zappelt auf dem Schoß einer der Gattinnen, eines schönen Mädchens, das aus einer Flasche Bier trinkt und, während sie den Boden derselben emporlehrt, das Kind auf die Dielen fallen läßt.

Es entsteht eine Art Kommunikation zwischen den Gaffenenden und den Begafften, soweit es die gegenseitige Verachtung erlaubt. Ein paar Frauen äußern sich über das Unverantwortliche in der Kinderbehandlung der jungen Mutter, und eine von ihnen stempelt sie einfach als Schwein. Die Mutter antwortet mit einem gleichgültigen Blick und einem unziemlichen Wort. Aufmunternde Lachsalben und Zuruße aus dem Kreise; Bündelhölzchen für den Zigarettenraucher; schon wartet und wittert die Kasse. So oft aber einer aus der Bande sich durch die Menge drängt, zieht jeder sich vorsichtig aus der Berührungswerte zurück.

Die bürgerliche Selbstzufriedenheit und die nomadische Lebensgenügsamkeit messen einander. Der Zigeuner erkauft sein Privatleben unter hundert Augen; ihr Blick erreicht ihn nicht. Führen auch die Launen der Wege ihn zwischen die Häuser der Geßhaften, so schränkt er darum seine Wüstengewohnheiten nicht ein. Diese Unerschütterlichkeit wirkt wie eine Unerschämtheit. Es verkehrt die Selbstachtung der Gesellschaftsmenschen, daß diese Bagabunden sich nicht vor ihnen genieren, sie nicht sehen, sie nicht beneiden. Ein Landstreicher, mit zwei Keßweibern und einer unehelichen Kindereschar — yui, welche Freiheit! Und die Menge mit ihren Steuern und Losen, ihrem Stimmrecht und ihrer Bodenständigkeit ist doppelt beleidigt, weil sie selbst dem Zigeuner seine obdachlose Freiheit und sein gefeßlozes Glück mißgönnt.

Die Moral der Achtbarkeit, — man kennt sie an ihrem Aufschrei: Nein, dies ist zu arg! — entsteht durch Zusammenstoße

wandernder Menschen und seßhafter Aderbauer. Landbebauer und Landstreicher sind Feinde den Naturfügungen zufolge. Der Seßhafte fühlt sich als der höhere Typus, aber er hat nicht anfällig werden können, ohne sich zu binden, ohne sich in Zwang zu fügen, ohne die Freiheit aufzugeben. Staat ist Unfreiheit. Gesetz ist Unfreiheit. Eigentum ist Unfreiheit. Aber unter dem irgeleiteten Egoismus, der sich in dem Besitz ein Ideal und in der Arbeit eine Freude geschaffen hat, schlummert die dunkle Mannigfaltigkeit der Gelüste, träumen die weichenden Himmelsjäume, lockt die unendliche Fülle an Lebensmöglichkeiten. Und begegnet der festgebannte Mensch je diesem beständig Lustsuchenden, unsiet Lustfolgenden, diesem Freien und Frechen des nomadischen Lebens oder der ewig nomadischen Kunst, dann redt sich sein Verlangen nach ihm und er halt die Fäuste hinter ihm her und sagt: Das ist zu arg! Das ist zu arg, daß irgendeiner das tut, wozu ich Lust habe!

Das ist die Moral der Achtbarkeit!

Das Dampfschiff legt an der Landungsbrücke des erwartungs-vollen kleinen Vadeortes an. Es bringt die gewohnte kostbare Sonnabendladung von Ehemännern aus Kristiania. Alle die weißgekleideten, florärmeligen Damen winken und wehen und rufen. Ein Schrei der Wirtschaftsförge durchbohrt die Luft: Du hast doch wohl die Melone nicht vergessen!

Alle die kleinen Kinder sind seit den letzten acht Tagen noch dicker und brauner geworden, und eine Frau hat seit letztem Male fünf Kilo in die See abgelegt. Die Landung erfolgt unter der üblichen beispiellosen Verwirrung; Kade und Körbe werden herausgefunden, vertauscht und wiedererkannt, zwei Flaschen Whisky sind in der Rauchtubine vergessen worden, die Träger stürmen und die Schiffsleute werden bestürmt — endlich aber klingelt es zur Abfahrt. Die Familien finden sich in dem Wirrwarr um je ihren glücklichen, schwihenden Papa zurecht, und nach und nach löst der Triumphzug sich oben zwischen den weißen Hüten auf.

Man ist mitten in den hellen Nächten. In den kleinen Vorhallen und den Lusthäuschen der dunklen Kirchengärten sitzen die Herren mit ihren großen und die Damen mit ihren kleinen Gläsern — lange, lange! Ueber die Waldwege wandern einsame Paare, draußen auf dem Fjord dämmert ein Segel. Eine Stunde später sind die Türen geschloffen, und das Dörfchen liegt in mystischer Stille unter dem bleichen Himmel.

Das Dampfschiff löst von der Brücke ab mit seiner unvermeidlichen Sonntagsladung von Ehemännern, die es nach Kristiania verfrachtet. Alle Frauen winken und wehen, und dem Bräudenkopf draußen entringt sich ein Löweneschrei: Daß Du mir ja die Melone nicht vergißt!

Weißbraunrote Kiesel, weißbraune Menschenkörper, weißrote Badetrachten, dahinter der Föhrenwald, eine gleichmäßige Spannung in dem glatten Wasserkörper, fern draußen überm Wasser die Inseln schwimmend in Luftstille und Sonnenbrand. Es funktelt in den Sandlördchen, und die Hitzewogen zittern sichtbar am Walbesaume.

Von allen Befreiungen ist die Befreiung von den Kleidern die höchste. Alle Sorglosigkeit ist von dem bekleideten Menschen verbannt und kehrt zu dem nackten zurück. Alle menschliche Häßlichkeit kommt von der Kälte, die dem Menschen die Wolle aufzwingt. Wolle ist gestohlene Haut. Sie ist das Zeichen, daß der Mensch der Sonne den Rücken gekehrt und sein animalisches Glück und seine sagenhafte Unschuld eingebüßt hat.

Hundert Schritte von uns — sowie der Schatten einschrumpft, je höher die Sonne steigt, so nimmt die Schamhaftigkeitsdistanz mit der wachsenden Hitze ab (zu Beginn der Badezeit betrug sie tausend Schritte) — hundert Schritte von uns badet ein torpuler Herr, ein Familienoberhaupt, und die Nachkommenschaft wimmelt in den Wellen um ihn her. Er hat die Rechnungen verlassen und ist zur Natur zurückgekehrt. Er ist nicht mehr Bürger, sondern Triton, und sein Weib hat Tang im Haare.

Zwischen flachen und runden Steinen blinkt ein grüner Flaschenscherben. Er hat lange hier gelegen und im Sande geschart, die Kanten sind rund geschliffen und für bloße Füße ungefährlich. Die Natur hat ihn zurückgenommen. Die Natur nimmt alles zurück. Dies ist die optimistische Reflexion, die sich aus unseren sonnendämmernnden Vorstellungen löst. Die Flaschenscherben, zwischen denen wir wandeln, werden einst glatt werden.

Große Berliner Kunstausstellung.

Von Robert Breuer.

II.

Ein Bild, auf dem nichts anderes zu sehen ist, als möglichst korrekt abgemalte Natur, langweilt uns; eine Plastik, die nichts anderes sein möchte als festgewordene Wirklichkeit, wirkt auf den Liebhaber der Künste unerträglich. Bei dem geistlosesten Bilde muß immerhin eine bestimmte geistige Arbeit geleistet worden sein: die Uebersetzung der Dreidimensionalität in die Fläche. Bei der Plastik kann der Gipsabguß auch diese Leistung des Vorstellens durch eine mechanische Hantierung ersetzen. Betrachtet man solch eine sich an den Zufälligkeiten der Natur ergögende Plastik, so fragt man unwillkürlich: warum hat der Mann

sich eigentlich all die Mühe der Modellierung gemacht. Die Dekonomie, die der Urgrund jeder Kunst ist, möchte beinahe hoffen, daß der besagte Mann sich die Mühe glücklicherweise gar nicht gemacht habe. Er ließ es bei einer Vergrößerung der Natur bewenden, er verzauberte Fleisch in Marmor oder Bronze.

Wenn dem doch so wäre. Leider wissen wir es besser. Wir wissen, daß all die Männerakte und die Weiberkörper, die hier auf einem oder auf zwei Weinen herumstehen, die hier hocken oder sich häuchlings recken, ganz vorchriftsmäßig gekünstelt wurden. Man weiß nur nicht recht, wozu solche Mühe notwendig war. Wenn wir erstarrt nichts anderes zu sehen bekommen sollen, als was draußen frei umherläuft, so dünkt uns das ein Raub an der Natur. Die Nacktheit allein tut's auch nicht; dafür gibt es das Freibad.

Was wir in einer Kunstausstellung sehen wollen, das sind: plastische Probleme, Organisation der Beweglichkeit zur Bewegung, der Vielfältigkeit zur Einheit, des vergänglichen Fleisches in die Ewigkeit von Stein oder Metall. Was wir sehen wollen, sind nicht Kadaver, die irgendetwas mit einer Konservierung injiziert wurden. Wir wollen ein neues Leben, eine Schöpfung aus dem Willen des Künstlers, ein Gebild aus totem Material, aber dennoch eine höchste Art des Lebens, wir wollen eine Form und nicht gefrorene Natur zu sehen bekommen. Weil dem so ist, können uns die meisten der in Moabit aufgestellten Plastiken nicht interessieren, einerlei, ob sie nun Wasser schöpfen, sich Blumen ins Haar binden oder sonstige romantische Posen machen. Selbst wenn solches alles sozusagen elegant geschieht und mit virtuoser Technik hergestellt wurde, selbst wenn der Marmor auf das raffinierteste durchbohrt, unterwölbt, ausgehöhlt und spiegelnd poliert wurde, so bleiben wir doch kühl bis ans Herz hinan. Uns unserer lethargie würden wir erst erwachen, wenn uns ein Werk begegnete, vor dem unser Empfinden, unsere Leidenschaft und unsere Logik aufwallen: Sehet, wie dieser Künstler das Detail dem Rhythmus zum Opfer brachte, wie er hier die gespannte Nervosität seiner Persönlichkeit in den Marmor hämmerte, wie er dort das sterbliche Objekt in ein unsterbliches, typisches Begleichen von Tragendem und Lastendem wandelte. Es geschieht immerhin einigemal, daß wir auf dem offiziellen Kunstmarkt auch der Kunst begegnen.

Das geschieht freilich nicht bei dem großen Michel, den Ernst Seger (2) im Park den Passanten in den Weg stellt. Der Kerl hat zwar genügend Bronze im Leibe, hat auch einen gewissen Schlenker; aber sein Pathos wirkt nur komisch. Dem Bildhauer ist die große Masse völlig entglitten. Die Abmessungen allein tun es nicht. Das mußte auch Manzel (1931) erfahren. Er hat über einer Basis von diversen Metern einer Galerie von Einzelfiguren placiert. Darunter finden sich Greife, Jünglinge, Mädchen, solche, die die Augen zumachen, solche, die die Arme vorstrecken. Sie stehen in zwei Abteilungen vor einer Wand und bewegen sich von links und rechts gegen eine im Mittelpunkt sitzende Figur. Manzel wollte das „Kommt her zu mir alle“ des Jesus von Nazareth gestalten. Er hat dabei an Bartholomäus und dessen Totenmonument auf dem Père Lachaise gedacht. Was aber schon dem Franzosen nur zu einem Teil gelang, ist dem braven Manzel völlig mißraten: die getragene Maske der Vinien, das Miserere der Leiber. Viel besser als Manzels theatralisch verpuffender Aufwand ist ein Grabmal von Ludwig Dasio (42), ein antikes Thema umgedeutet in modernes Naturgefühl; lebendig und doch in geschlossenen, an die Schwere des Steins mahnenden Flächen modelliert. Auch Hofaeus (1867) zeigt ein beachtenswertes Grabdenkmal; es ist auf das Thema vom Schlafe gestimmt. Das Gefühl des Vergessens wird durch die aneinander hintastenden Hände des in der Mittelachse der Architektur stehenden Mannes vermittelt. Ein ähnliches plastisches Motiv zeigt eine Figur von Franz Britel (1152), die äußerlich zwar das Gegenteil zu deuten scheint, dieteil sie tanzt, die aber dennoch gleich dem trauernden Mann des Hofaeus ihr plastisches Leben aus dem Gefühl einer sich lösenden Balance empfängt.

Die besten Plastiken der Ausstellung sind zwei Reiterstandbilder, ein Bismarck von Hildebrandt, ein Wilhelm II. von Tuailon. Wir sind uns gewiß darüber einig, daß die in Deutschland grassierende Denkmalsseuche an sich eine sehr üble Erscheinung ist. Wir könnten uns auch gut denken, daß es Leute gibt, die in der Aufrihtung von Denkmälern für Vertreter der dynastischen Macht einen politischen Akt sehen. Das ist es auch zweifellos. Aber das interessiert uns jetzt nicht. Interessiert uns ebenso wenig wie etwa die Frage, welche politischen Absichten mit dem Marc Aurel, mit dem Gattamelata oder dem Colseoni erstrebt wurden. Uns interessiert die Benennung der Reiter durchaus nicht; uns interessiert allein die Tatsache des Reitens, das heißt: Das Lasten zweier flexibler Körper aufeinander, die Aufstellung einer machtvollen Masse auf vier, vielleicht auch nur auf drei Trägern. Uns interessiert ferner: Das Spiel der Richtungsachsen, wie sie durch den Körper des Pferdes und den des Reiters gelegt werden können. Uns interessiert der optisch-psychische Kampf der beiden übereinander gelagerten Massen: wie das geringere Volumen des Reiters über das Pferd herrscht, wie die schwerere Masse des Pferdes sich damit begnügt, eine Erweiterung des Sodals zu sein. Das sind die Probleme, mit denen wir uns beim Anschauen eines Reiterstandbildes auseinanderzusetzen haben. Weil die in Moabit stehenden Reiterfiguren von Tuailon und Hildebrandt gut und typisch sind, müssen wir sie anschauen. Tuailon

zeigt den Typ des Beweglichen: Der Reiter blickt zur Seite, die Rumpfachse steht zu der Kopfachse in einem offenen Winkel. Dazu kommt, daß die Epidermis der beiden plastischen Körper nervös aufgelockert wurde; wir sehen das Zaumzeug und die einzelnen Uniformstücke als ornamentale Akzente benutzt. Von alledem ist der Hildebrandt das Gegenstück. Er will die Ruhe: Der Reiter sieht streng geradeaus, man spürt diese die Wirkung bestimmende Achse, die noch deutlicher wird dadurch, daß der Kopf des Pferdes zur Seite gebogen wurde. Nun erst kommt die massige Sentrechte des Reiters zur vollen Wirkung, und sie wird noch weiterhin entfaltet. Sie steigert ihr Volumen dadurch, daß der Reiter beide Beine vom Pferdelörper abspreizt. Alles lastet, zieht abwärts; alles wölbt sich und vermittelt Raumgefühl. Solche Wirkungen, solche Probleme sind es, die an diesem Hildebrandt lebendig werden.

Es wäre ein allzu grauer Jammer, erschöpfte sich das plastische Erträgnis der großen Kunstausstellung in einem halben Dutzend ansehbarer Werke. Solchen Bankrott zu verhüten, ist die heitere Nebue moderner Porzellane ein treffliches Mittel. Während der letzten Jahre haben die deutschen Porzellanmanufakturen in der Gefäßbildung und noch mehr in der Kleinplastik außerordentliche Fortschritte gemacht. Und zwar sind an dieser erfreulichen Entwicklung die königlichen Anstalten nicht weniger beteiligt, als die privaten; nur Meissen ist ein wenig zurückgeblieben. Wir finden es hier nicht vertreten, dafür aber: Berlin, Nymphenburg und eine ganze Reihe junger unternehmungslustiger Fabriken. Da ist z. B. die Offizin der Gebr. Meßler u. Orloff, Jümenau; sie macht billige, sehr amüsante Stücke. Man kann eine Gans für 4,50 M. und ein entzückendes, schlankes Wiesel für 8,50 M. kaufen. Das ist natürlich immer noch Geld genug, und sehr viele werden weder die Gans noch das Wiesel heintragen können. Indessen, sehr viele, wenn sie den Schund, den sie im Laufe einiger Jahre an sogenannten Nippes und bloßen Scherzartikeln sich zulegen, zusammenzählen, so haben sie eine bedeutendere Summe zum Fenster hinausgeschmissen. Sie hätten besser daran getan, wenn sie nun schon einen Zierrat haben wollten, die Großen zu sammeln, um sich nach einer Spanne des Wartens mit solch einem Wiesel oder solch einer Gans allen Erstes ein kleines Kunstwerk ins Haus zu schaffen. — Von außerordentlichen Reizen sind die Plastiken, die Balerie für Nymphenburg macht. In einem Halbakt läßt er uns die sprühende Lebendigkeit des beweglichen Materials fühlen. Man sieht die Schöpferkraft des Fingerdrucks im Ton. Man erlebt die Figur als etwas Tönernes, als Hohlkörper. Auch die für das Porzellan spezifische Illusion des Zerbrechlichen mißt Baderle mit lustiger Sicherheit. Er legt um den Hals einer Bäuerin eine gekrümelte Mütze, er besetzt die Taille mit amüsanten Knöpfchen, er läßt die Schürzenbänder flattern; das alles aber ohne das Maß des Plastischen zu gefährden. Dazu kommt die Farbe. Er käme nicht aus mit der Unterglazurpalette; er braucht kräftige Töne, Schwarz, Gold, die Vuntheit der Blumen. Er hat aber auch sein Vergnügen an müden, nur leise summanden Farben. Einige sehr interessante Stücke zeigen die Schwarzburger Werkstätten, darunter die Gartenplastik eines großen Papageis. Eine von ohngefähr aufgebaute und von obenhin modellierte Masse, ein paar Spiegelungsmöglichkeiten — und doch ein kreischender Vogel. Von Varlach sehen wir eine lauernde Frau, ein plastisches Gefäß. Die gebogenen Flächen sammeln das Licht und verklären das Weltweib. Diese Wölbungen werden zu einer Art von Resonanzkessel für das Monumentale. Weit harmloser sind die Tierfiguren aus der Fabrik der Gebrüder Heubach. Wir sehen einen ganzen Reigen lebendiger, in Farbe und Glanz sprühender Vögel, ausgezeichnet beobachtet und led modelliert. Ein Star schlägt mit den Flügeln, eine Möwe träumt graublau, ein Habe verjunkt in Schwarz.

Die bedeutamste Leistung dieser Heisterrei aber zeigt ohne Zweifel die Berliner Manufaktur: einen neuen Stil der Porzellanplastik, der gar nichts Spielerei und nichts von dem Mondänen des modernen Kopenhagens hat. Dazu ein Werk, das in seiner Großzügigkeit und in seinem Reichum an die besten Tage der europäischen Porzellankunst erinnert. In der äußeren Form eines Tafelauffages schuf Adolph Amberg ein lebendiges Tanagra. In zwei Figuren gegeneinander nahen sich Braut und Bräutigam, begleitet von je zehn Geispelen. Es ist nun außerordentlich schön, wie durch diese Mädchen und Knaben, diese Frauen und Männer ein festlicher Rhythmus schwingt. Um die Braut tönt das Mandolinengeläut einer kleinen Japanerin zu dem Gerassel einer Tänzerin des Südens. Eine Chinesin kommt mit zierlichen Schritten, sie liebkost einen Papagei; ein Pfau und eine Hündin schmiegen sich um zwei andere Mädchen. Am Schluß des Auges schreitet eine Gruppe von zwei Frauen, die gestrafften Leibes glatte hohe Krüge auf den Köpfen tragen. Diese Gruppe wirkt als Steigerung auf das Tempo der vor ihr tänzelnden Figuren; durch ihre größere Masse, durch eine klare, energische Bewegung scheint sie das Puppenspiel an die Grenze des Monumentalen zu drängen. Um den Bräutigam entwickelt sich ein gleiches Geschehen; ein Meger bläst dröhnend sein Horn, dazu juchzt der Dudelsack eines wilden Gesellen. Jagdtrophäen werden herangeschleppt. Und zuletzt kommen wiederum zwei, diesmal sind es Männer, die eine Rüstung tragen; ihr harter Lauf stößt alles nach vorn. Dieses Hasten und Drängen, das über der Ganzheit dieser beiden gegeneinander orientierten Pöge sich entlädt, ist um so pathetischer, als die einzelnen

Figuren von einer intimen, sich selber genießenden Grazie umkleidet sind; es ist um so sieghafter, als inmitten des Trubels, wie Inseln, wie Balancepunkte, in stolzer Zurückhaltung: Braut und Bräutigam gegeneinander reiten. In diesem Kontrast offenbart sich Amberg's starkes Gefühl für das Monumentale. Wir glauben einen Augenblick an die Möglichkeit, daß auch Europa es lernen könnte, in dem Porzellan ein Mittel zur großen Form zu finden. Wie es die Chinesen schon vor Jahrhunderten gefunden haben.

Kleines feuilleton.

Psychologisches.

Zur Psychologie des Gerüchtes. Ein dankbarer Stoff für Humoristen, eine Freude für klatschnüchtige Kaffeeschwefel und eine Plage für jedermann, der nicht gerade zur letztgenannten Ordensverbüderung gehört, wird das Gerücht allgemein für ein Produkt der menschlichen Bosheit gehalten. Und doch ist es vorzugsweise die menschliche Schwäche, die ihm Kraft und Leben verleiht. Der bekannte Psychologe William Stern war der erste, der das Gerücht und seine Entstehungsursachen unter die kritische Lupe der experimentellen Psychologie nahm. Er benutzte dabei folgendes Verfahren, das wir am besten mit seinen eigenen Worten wiedergeben: „Ich als Person A notierte mir eine kleine Kriminalgeschichte, die ich langsam und deutlich der Person B vorlas. Dies geschah vormittags, B hatte die Aufgabe, am Nachmittage desselben Tages die Geschichte aus dem Gedächtnis niederzuschreiben. Diese Niederschrift von B las ich an einem anderen Vormittag der Person C vor; C machte nachmittags eine Erinnerungsniederschrift des Gehörten, die dann der Person D vorgelesen wurde usw. Die Versuchspersonen waren sämtlich Studenten. Und nun beachte man, in welcher außerordentlichem Maße die Geschichte zum Teil in ganz fundamentalen Punkten verändert worden ist, nachdem sie nur vier Zwischenstationen passiert hat, wie eine nur als wahrscheinliche Vermutung aufgestellte Hypothese beim nächsten zur Wahrscheinlichkeit und wieder beim nächsten bereits zur selbstverständlichen Tatsächlichkeit wird.“

Der Sternsche Versuch hat in der psychologischen Forschung manche Nachklänge gefunden, die seine Ergebnisse durchaus bestätigen. Die letzte Arbeit dieser Art ist eine Versuchsreihe von Rosa Dppenheim, wozu sie selbst in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ (Heft 3 und 4) eine ausführliche Mitteilung bringt. Charakteristisch an ihren Versuchen ist der Umstand, daß sie, um Theorie und Praxis in größere Uebereinstimmung zu bringen, den Versuchspersonen nicht eine, sondern zwei kleine Episoden hintereinander dargeboten hat. Die Versuchspersonen gehörten sämtlich dem gebildeten Stande an. Und das Ergebnis? Darüber äußert sich die Verfasserin:

Die Verteilung der Fehler ist eine ziemlich gleichmäßige, jeder folgende Bericht weicht von dem vorhergehenden in zwei bis drei Punkten ab. Das dürfte der Wirklichkeit entsprechen, wo auch jeder ein paar kleine Änderungen oder Zusätze macht. Die Art der Fehler entspricht genau der theoretischen Annahme: es finden Vertauschungen, Verschiebungen, Änderungen, besonders für Namen und Zahlen statt. Die Namen spielen bei allen Experimenten eine fast überraschende Nebenrolle. Fürs tägliche Leben liegt in solcher Verflüchtigung ins Rebellöse natürlich eine besondere Gefahr, weil später gelegentlich ein falscher Name an dieselbe Stelle gesetzt werden kann.

Solchen theoretischen Versuchen wird freilich stets das fehlen, was erst dem Klatsch zum Klatsch macht: Das persönliche Interesse an dem Inhalt des Gerüchtes. Und dieses Interesse, wollen wir gleich hinzufügen, braucht nicht immer ein egoistisches Interesse im engeren Sinne des Wortes zu sein. Gerade die Gerüchte, die im sozialen und politischen Leben die wichtigste Rolle spielen, entspringen nicht dem individuellen Interesse einer Person, sondern vielmehr den geistigen Dispositionen, die sie als Erbe ihrer sozialen Schicht schon fertig vorfindet. Das Gerücht als Produkt der Massenpsychologie — wäre das nicht ein verlockendes Thema für die psychologische Forschung?

Hygienisches.

Die Hygiene des Korsetts. Um das Nieder ist jetzt in Frankreich, dem Heimlande der Mode und ihrer Torheiten, ein heißer Kampf entbrannt. Die „Liga der Familienmütter“ zieht mit rücksichtsloser Schärfe gegen die gesundheitsverwundenden Folgen des Korsettragens zu Felde. Diese Bewegung gibt dem Pariser Hygieniker Dr. Toulouse Veranlassung, in einem Aufsatz des „Excellior“ das Für und Wider dieser Frage zu erörtern. Wie der Pariser Arzt an der Spitze seiner Philippika betont, ist das Korsett trotz vieler gegenteiliger Behauptungen zweifellos gesundheitsschädlich. Zunächst wird durch sein Tragen die Atmung unterbunden oder doch nicht in der natürlichen Weise ermöglicht. Der Zwerchfellmuskel, der die Brusthöhle unten abschließt und der, sich zusammenziehend, die Lungen ausdehnt, funktioniert unter dem Korsett nicht ordnungsmäßig. Infolgedessen wird die Luft nicht mehr in genügender Menge eingeatmet. Die Frau, die sich schnürt, vermag beim Atmen nur den oberen

Brustteil zu bewegen, während der Mann bei jedem Atemzug die ganze Bauchdecke in Bewegung setzt. Man betrachte nur eine Sängerin im Theater, wenn sie eine anstrengende Arie besendet hat. Der Brustkorb hebt und senkt sich mit einer Festigkeit, die erschreckend und zugleich abstoßend auf die Zuschauer wirkt. Auch das Herz ist mehr oder weniger zusammengeknüpft und erfährt im Laufe der Zeit Veränderungen, die eine richtige Zirkulation des Blutes verhindern. Am meisten leiden die Verdauungsorgane unter der Tyrannei des Korsettpanzers. Der Magen wird verzerrt und verschoben; die Leber senkt sich und mit ihr auch die rechte Niere, die zu „wandern“ beginnt. Die Interleibsmuskeln, durch das Korsett festgelegt, weiten und spannen die Bauchwand aus.

Tatsache ist, daß der Stahlpanzer des Korsetts schlimme Folgen für die Gesundheit seiner Trägerinnen nach sich zieht. Sie wissen es, glauben es und verteidigen ihn doch. Welches sind nun die befürwortenden Argumente der Frauen? Sie sagen, es gibt gute und schlechte Korsetts, und außerdem verschiedene Arten, sie zu tragen. Seit Jahrhunderten schon stecken die Frauen in diesem Stahl- oder Fischbeinkäfig und doch, so behaupten sie, hat man noch keine Enttörung der Masse konstatieren können. In Wirklichkeit ist für viele Frauen das Korsett nur ein Apparat, der die körperlichen Deformationen des Alters verbergen soll. Der weibliche Körper ist nämlich vergänglicher als der des Mannes. Man muß deshalb zu einem Mittel greifen, dies zu verhindern oder zu verbergen; das Korsett ist aber bisher dafür am geeignetsten gewesen. Es gibt aber heute Gürtel, Leibchen und Binden genug, die, ohne gesundheitsschädlich zu wirken, alle vermeintlichen Vorzüge des Korsetts besitzen.

Aber die Frauen haben noch andere Gründe, die sie ins Treffen schießen. Sie erklären das Korsett für unentbehrlich zur Toilette. Das Korsett ist nun in der Tat notwendig für die Toilette, aber nur für die unserer Tage. Für die Toilette der antiken Frauen in Griechenland und Rom war es ebenso überflüssig wie für die Frauen des ersten Kaiserreichs, das Empire, die doch gewiß weder der Grazie noch der Eleganz und Anmut entbehrten. Und begünstigt die Mode nicht auch jetzt wieder das Empire-Kleid, das in seinem reinen klassischen Stil das Korsett nicht bedarf? Die Vorliebe für die vielverspottete Besenstange ist nur eine im Laufe der Zeit künstlich geschaffene Modetorheit, ähnlich wie die Vorliebe der Chinesen für die kleinen und betriepelten Füße ihrer Frauen. Das klassische Altertum hat nur flache Gürtel und Binden gekannt; bei den Türken, Arabern, vielen nordischen und slavischen Völkern gilt die vor keinem Korsett beengte natürliche Figur der Frauen auch heute noch als ein Vorzug, der das Wohlgefallen der Männer findet.

In Wahrheit dürften die innersten Beweggründe der Frauen für die Weibchaltung des Korsetts in dem verbildeten Geschmack der Männerwelt zu suchen sein, womit diese ganze Frage eigentlich zu einer Sache der Männer wird. Die Frauen wären dann nur die Opfer dieser abendländischen Modetorheit, die in den Herren der Schöpfung ihre hauptsächlichste Stütze findet. Wie aber den Geschmack der Männerwelt ändern? Unter dem ersten Kaiserreich war die neuentdeckte Begeisterung für die alten Griechen und Römer so stark, daß das „Pepson“ selbst luxulenten Frauen Reiz zu verleihen schien. Vielleicht würde die neue Entdeckung einer solchen Begeisterung ein ähnliches Wunder vollbringen.

Medizinisches.

Der Aetherrausch. Der Aether ist seit langem ein beliebtes Betäubungsmittel gewesen, das sogar stellenweise recht viel Ansehen erlangt hat. Es ist eine Tatsache, daß zeitweise ganze Epidemien von Aethermißbrauch vorgekommen sind. Gewöhnlich waren es gerade Wadfisher, die sich den leicht erhältlichen Aether besorgten, ihn auf die Taschentücher taten und sich dann irgendwo an einem verschwiegenen Ort den Annehmlichkeiten des dadurch erzeugten Rausches überließen. Eine andere Anwendung, die in ihrem Zweck stark im Gegensatz zu dieser durchaus bedenklichen Verwendung steht, hat der Aether dann erst in verhältnismäßig später Zeit in der Chirurgie gefunden. Während früher das Chloroform fast die Alleinherrschaft unter den bei Operationen verwerteten Betäubungsmitteln einnahm, hat der Aether jetzt ein gutes Teil dieser Aufgabe übernommen. Das Chloroform hat nicht nur den Nachteil großer Unannehmlichkeiten sowohl vor wie nach der Narkose für den Kranken, sondern bringt auch geradezu Gefahren mit sich, die zwar verhältnismäßig sehr selten eintreten, aber doch schon manches Menschenleben gefordert haben. Der Aetherrausch wird jetzt häufiger verwandt, da er zum mindesten nicht größere Gefahren in sich birgt als die Chloroformnarkose, dagegen den Patienten die durch jene meist bedingten Qualen erspart. Ein amerikanischer Arzt, Prof. Coughlin, der die Verwendung von Aether bei Operationen in Deutschland an verschiedenen Stellen studiert hatte, hat später eine sehr reiche Erfahrung mit diesem Verfahren gesammelt und darüber jetzt Auskunft gegeben. Diese lautet recht günstig und der Forscher nennt die Verwendung von Aether einen großen Segen für die Menschheit, weil dadurch manche kleinere Operation, zu denen sich der Patient sonst nicht entschließt, deren Vornahme aber doch wichtig ist, zur Ausführung gelangt. Widerraten wird der Aetherrausch nur nach chronischer Luftröhrentzündung, ausgesprochener Aderverkalkung und im allgemeinen bei Erkrankungen der Lunge und des Herzens.